

Wachet auf, ruft uns die Stimme

450 Jahre Reformation in Unna

Liebe Gemeinde! Kann mit moralisch verwerflichen Mitteln, kann gar mit Gewalt ein gutes Ziel erreicht werden? Nein, antworten wir aus tiefster Überzeugung unserer christlichen Tradition, der Weg ist Teil des Zieles. Wenn der Weg schon falsch beschriftet wird, kann ein gutes Ziel niemals erreicht werden.

Und doch sperrt sich unser Leben gegen fest gefügte, scheinbar unumstößliche Regeln und zeigt, dass es vielfältiger und widersprüchlicher ist. Deshalb muss ich bei dem Thema, wie sich die Reformation in Unna durchsetzte, von einer berühmten Rauferei erzählen, von einer wüsten Auseinandersetzung, die gerade hier, in der Stadtkirche von Unna, stattgefunden hat. Und handfeste Auseinandersetzungen können sicher nicht als gelungener Auftakt einer guten Sache wie der Reformation gewertet werden.

Es kommt hinzu, dass ich als Geschichtenerzähler diesen vergnüglichen Einstieg in die Unnaer Reformationsgeschichte einfach nicht auslassen kann. Aber Sie merken schon, wie schwer ich mich damit tue, wie ich das böse Wort „Schlägerei“ vermeide, weil es selbst mir in kirchlichem Rahmen als zu hart und unpassend vorkommt. Obwohl es vermutlich genau dies gewesen ist, nämlich eine Schlägerei um den Auftritt zur Kanzel in der Unnaer Stadtkirche.

Dabei ging es gar nicht, wie man vermuten könnte, um die später entsetzlich blutige Auseinandersetzung zwischen Protestantismus und Katholizismus, nein, es ging um den Kampf der Lutheraner gegen die Reformierten. In diese beiden Fraktionen war die Bevölkerung von Unna hauptsächlich gespalten. Die Kaufleute neigten in diesem Konflikt aufgrund ihrer guten Kontakte zum handelsoffenen Holland dem Calvinismus zu. Hollands Kaufleute waren Calvinisten und sie waren vor allem reich, was natürlich ein denkbar gutes Vorbild für die Unnaer Kollegen war. Deshalb beriefen sie den aus Essen stammenden Magister Berger zum Hilfsprediger, der in strenger calvinistischer Tradition sofort alle Bilder aus der Stadtkirche entfernen ließ, während die Lutheraner den jungen Joachim Kersting auswählten, der in Jena studierte. Und zwischen diesen beiden ist es eines Sonntags zu einer denkwürdigen Begegnung gekommen.

Altbürgermeister Brabender hatte Berger vor einem Gottesdienst die Anweisung gegeben, den Lutheraner Kersting auf keinen Fall auf die Kanzel zu lassen, sondern selber zu predigen. Mit einem Trick gelang es ihm außerdem, die Lutheraner vom Gottesdienst auszusperrten, und während sie draußen mit Fäusten verzweifelt gegen die geschlossenen Kirchentüren trommelten, kämpfte in der Kirche Kersting - ganz auf sich allein gestellt - seinen heroischen Kampf. Denn natürlich war klar, dass er seinerseits Berger, den Calvinisten, nicht auf

die Kanzel lassen durfte, um von dort dessen Predigt anhören zu müssen. Es gelang ihm, sich am Treppenaufgang zur Kanzel festzuklammern, um Berger, der an ihm zerrte, an ihm riss und ihn mit Macht zur Seite drängen wollte, am Aufstieg zu hindern. Der Mantel wurde Kersting dabei zerrissen, Kratzwunden musste er hinnehmen, blaue Flecke, aber was ist das alles schon im Kampf für den rechten Glauben? Schreie, das Reißen von Stoff, das Trommeln der Fäuste gegen die Türen, alles folgte einer verständlichen Logik: Wenn mein Gott der richtige ist, dann muss dein anderer Gott falsch sein. Also musst du, wenn du nicht von ihm lassen willst, bekämpft werden. Ich werde auf diese ebenso so simple wie klare Frontstellung noch zurückkommen.

Schließlich gelang es den Lutheranern, durch eine Seitentür in die Kirche einzudringen und die reformierten Gegner zu verjagen.

„Ein feste Burg ist unser Gott ...“

Erst in Folge dieses Sieges kam der berühmte Theologe Philipp Nicolai nach Unna. Weil er in der waldeckschen Landessynode, wo er vorher tätig gewesen war, Calvinisten als Irrlehrer bezeichnet und exkommuniziert hatte, schien er der richtige Mann zu sein, um den gewonnenen Kampf um die Kanzel zu einem endgültigen Sieg über den Calvinismus zu verwandeln.

Dazu aber kam es nicht, denn 1597, quasi über Nacht, brach in Unna die Pest aus und nicht der strenge Lutheraner Nicolai war fortan gefragt, sondern der tröstende Seelsorger, der er zweifelsohne auch war. Zu den Kranken ist er gegangen, zu den Sterbenden, hinter seinem Pfarrhaus türmten sich die Särge und Nicolai hatte bis zu dreißig Beerdigungen am Tag. Auch der tapfere Kanzelverteidiger Kersting erlag der Seuche.

Nicolai hat diese schreckliche Aufgabe tapfer gemeistert, denn er vertraute Gott und fuhr nebenbei zu einer Apotheke nach Dortmund, um sich stärkende Medizin zu besorgen. Spricht daraus Glaubenszweifel? Natürlich nicht, denn Gott ist Schöpfer aller Dinge, also auch der Heilkräuter, die es deshalb zu nutzen gilt.

In den Abendstunden dieser zermürbenden Tage aber brauchte auch Nicolai Trost. Das Gottesreich, es wird kommen, diese Hoffnung war ihm gewiss. Für das Jahr 1670 hat er es in einem seiner Bücher vorausgesagt, aber bis dahin waren es noch gut siebzig Jahre und so lange konnten er und seine bedrängte Gemeinde nicht warten. Was blieb ihm anderes übrig, als es in seiner Literatur vorwegnehmen? Und darin ist er mir ganz nah, in der Vorwegnahme einer besseren Welt in literarischen Texten, die doch gleichzeitig Kritik an der gegenwärtigen sind.

„Wie schön leuchtet der Morgenstern“, dichtete er und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, das berühmte Wächterlied, in dem, im Bild des Bräutigams, vom Kommen Christi und damit vom Gottesreich die Rede ist. Ein Zeugnis barocker Brautmystik ist es, es folgt dem 45. Psalm und vor allem dem Gleichnis von den törichten und klugen Jungfrauen.

Ich sehe ihn da sitzen, in einer Abendstunde, allein in seinem Zimmer, nach wer weiß wie vielen Beerdigungen - Nicolai hat es vermutlich selbst vergessen - ,

Pest- und Verwesungsgeruch in der Nase, die Verzweiflungsschreie der Sterbenden im Ohr, da überkommt es ihn und er dichtet sich das sehnlichst erhoffte Kommen der besseren Welt selbst herbei. Die schönsten Lieder, die unser Gesangbuch zu bieten hat, fließen ihm aus der Feder, zu denen kein Geringerer als Johann Sebastian Bach später Kantaten schrieb.

Aus zwei Gründen hat es mir der Weckruf des Wächterliedes - „Wachet auf, ruft uns die Stimme, der Wächter sehr hoch auf der Zinne ...“ – besonders angetan. Da ist einmal die Klarheit seines Rufes, die mich anspricht. Wachet auf, das heißt doch im Umkehrschluss: Ihr schlaft, wenn ihr die bessere Welt nicht seht. Die Wächter stehen zwar sehr hoch auf der Zinne, um den Bräutigam sehen zu können, aber seid getrost, sagt uns Nicolais Weckruf, er kommt gewiss. Wir, eure Wächter, haben ihn in der Ferne entdeckt.

Da ist zweitens die Eindeutigkeit seines Weltbildes, um die ich Nicolai beneide. Er wusste noch genau, wer die Freunde waren, wer die Gegner und vor allem, wohin die Reise zu gehen hatte.

Und wir heute? Es stimmt doch, dass uns heute auch ein Weckruf erreicht. Selbst wenn wir uns noch so viel vormachen, im Innersten unseres Herzens wissen wir, dass es so, wie es läuft, mit unserer Welt und unserem gesellschaftlichen Leben nicht weitergehen kann. Wir müssten längst aufwachen, aber je lauter der Weckruf wird, desto fester, so scheint es mir, drücken wir unsere Augen zu. Desto angestrongter versuchen wir, uns schlafen zu stellen. Ein Schlaf freilich, der nicht mehr erquickt, weil er auf Verdrängung und schlechtem Gewissen beruht.

Im Internet las ich vor einigen Tagen, dass in Indonesien ein riesiges Waldgebiet von einem japanischen Konzern aufgekauft worden ist, um die Bäume zu Pappe zu verarbeiten. 100 Tiger leben dort, etwa 50 Elefanten und 80 Orang Utans. Die fast Letzten ihrer Art, der Pappe zum Einpacken geopfert. Wenn man in Sibirien Eis aufhackt und ein Streichholz daran hält, gibt es eine Stichflamme. Methan entweicht, ein schlimmerer Klimakiller als das bekannte Kohlendioxyd. Riesige Mengen davon sind im Eis gebunden, unvorstellbar, was passieren wird, wenn die Pole und Gletscher schmelzen.

Die Klimakatastrophe also, die die Zukunft unserer Kinder bedroht. Wir wissen darum.

Dazu die unersättliche Gier mancher Banker, die man besser Zocker nennen sollte, die nicht weniger als die gesamte Weltwirtschaft gegen die Wand gefahren haben. Zig Millionen Menschen sind inzwischen arbeitslos geworden, viele Millionen werden es in Kürze, ganze Länder verarmen. Auch davon wissen wir.

Sind sie wenigstens reuig, diese Verantwortlichen einer Katastrophe, bekennen sie zumindest ihre Schuld? Weit gefehlt, sie beschweren sich. Man tut ihnen Unrecht, wenn man zukünftig ihre Einkünfte beschneidet, denn sie brauchen ihre Boni. Wenn nicht aus den Geschäften, dann wenigstens aus Steuergeldern des Staates. Längst haben ihre politischen Mitstreiter, Journalisten und Politiker,

in den Medien wieder Oberwasser und verkünden die alten Forderungen, die gerade eben zur Krise geführt haben als wäre nichts geschehen. Steuersenkung für Reiche, Entlastung für Großbetriebe, außer Schuldenübernahme soll sich der Staat aus allem anderen raushalten. Für alles ist Geld da, nur für die Armen nicht, die immer ärmer und vor allem immer zahlreicher werden. Sie haben keine Lobby in den Medien. Nur einige Idealisten halten zu ihnen und errichten in fast allen Städten Armentafeln.

Die Ungerechtigkeit eines Wirtschaftssystems also, das einige wenige überschwemmt mit Reichtum und Menschmassen in Not zurück lässt.

Wachet auf, ruft uns die Stimme.

Aber im Grunde wollen wir das gar nicht. Warum ist das so, frage ich mich. Wir sehen die Gründe für den Weckruf und wollen doch nicht, dass er uns erreicht.

Uns fehlt die Zuversicht, antworte ich auf meine Frage. Die Eindeutigkeit, wie sie Nicolai noch hatte sowohl in seinem Feindbild als auch in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, ist uns verloren gegangen. Wir stecken in der Krise, in der wir zwar wissen, dass es wie bisher nicht weitergehen darf, aber welches Ziel wir ansteuern müssten, ist uns völlig unklar.

Im Gegenteil, eine unserer Haupthoffnungen ist verloren gegangen, die unsere gesamte christlich-abendländische Kultur nicht nur begleitet, sondern die sie entscheidend vorangetrieben hat. Die Hoffnung nämlich, dass mit Fortschreiten der Zeit alles besser wird. Die lineare Utopie also, die schon im Judentum mit dem Erwarten des Messias beginnt, die sich im Christentum mit der Botschaft vom baldigen Kommen des Gottesreiches fortsetzt und die auch in politisch-philosophischen Utopien des letzten Jahrhunderts ihren Niederschlag fand, sie ist uns abhanden gekommen.

Umfragen zeigen, wir glauben nicht mehr an eine bessere Zukunft. Im Gegenteil, eine Mehrheit befürchtet, dass in Zukunft alles noch viel schlimmer kommen wird. Den Bräutigam, den Boten einer neuen Welt, auf den Nicolai hoffte, erhoffen wir nicht mehr, sondern wir haben Angst vor ihm.

Und dieser Verlust schlägt nun völlig durch auf unser Zeitgefühl. Wer von der Zukunft nichts erwartet, will auch keine tiefer gehenden Erkenntnisse von der Vergangenheit haben. Denn von dort aus kann man ja Entwicklungslinien ablesen, kann man sehen, wie alles, was uns jetzt umgibt, geworden ist. Aber warum sollen wir das, wenn wir doch von der Zukunft, der Verlängerung dieser Entwicklungslinien, nichts Gutes erwarten?

Dreifach ist der Schritt der Zeit, sagt Schiller in einem wunderbaren Gedicht.

Zögernd kommt die Zukunft hergezogen

pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen

ewig still steht die Vergangenheit.

Unser Lebensgefühl aber verdrängt den dreifachen Schritt der Zeit. Ebenso zukunftsängstlich wie traditionsvergessen sind wir zusammengedrückt auf reines Gegenwartsgefühl, das Hirnphysiologen auf ganze vier Sekunden taxieren. Teile unseres Lebens sind längst zur zeit- und besinnungslosen Dauerparty verkommen. Kriegt Schäfer Heinrich seine Frau, wer wird neuer Superstar, die

Angebote sind austauschbar. Was gestern war, was morgen wird ... Wer vor allem junge Leute befragt, erlebt nicht nur Unkenntnis, sondern erschreckendes Desinteresse.

Wachet auf, ruft uns die Stimme. Wir hören sie und drücken unsere Augen zu. Ist nicht alles schon irgendwann irgendwie ausprobiert worden, fragen einige, vor allem im schrecklichen 20. Jahrhundert, das viele Hoffnungen nicht einfach nur enttäuschte, sondern in Unmenschlichkeit pervertieren ließ?

Die Welt ist ausdifferenziert, einen erkennbaren Weg, ein klares Feindbild gibt es nicht mehr. Ja, wenn es noch darum ginge, dass wir die Reformierten vertreiben müssten oder die Pest besiegen, ja dann. Aber unsere Probleme sind vielschichtiger, nicht mal die Täter an der Wirtschaftskrise wollen klar benannt sein, auch sie verstehen sich als unschuldig. Was sollten sie als Banker denn anderes tun als mitzuzocken, wo es die Aktionäre, denen sie sich einzig verantwortlich fühlen, genau das wollten, hören wir als ihre Erklärung. Und diese Aktionäre, wer ist das eigentlich?

Bevor nun alles verwischt, erinnere ich schnell an meinen Unnaer Autorenkollegen Philipp Nicolai, der literarische Texte schrieb, die sich mit der Zukunft beschäftigten und die bis in unsere Zeit hinüber klingen. Ich höre seinen Weckruf und ich freue mich über seine Texte.

Ich höre sogar, dass es auch heute Leute gibt, die Weckrufe schreiben und sich mit Fragen nach einer besseren Zukunft beschäftigen:

Aus meiner kleinen Heimatstadt stammt ein Politikwissenschaftler, der sich Gedanken um ein neues Wirtschaftssystem macht. „Das Ende des Kapitalismus wie wir ihn kennen“, heißt sein Buch. Er entwickelt ein anderes Wirtschaftssystem als jenes, das auf Gier und nackten Egoismus gründet. Das vor allem die Ausbeutung von Mensch und Natur zu überwinden sucht. Ich habe es gelesen und einen Bericht für die Zeitung über seine Thesen geschrieben. Hat mich jemand darauf angesprochen? Ich glaube nicht mal, dass es irgendwer zur Kenntnis genommen hat. Viele Beispiele dieser Art ließen sich erzählen.

Dabei ist unser gegenwärtiges Leben gar nicht völlig undurchschaubar. Auch wir könnten Klarheit gewinnen, denn es gibt Maßstäbe, die Wege ins Dickicht schlagen, die Licht ins Dunkel bringen:

- Kann ich denn wirklich in Ruhe leben, wenn neben mir immer mehr Menschen verarmen? Unser Glaube, das Christentum, beginnt mit einem Wanderprediger und ein paar Gleichgesinnten, die alle zu den Armen ihres Landstriches Galiläa gehörten, zum Prekariat, wie man das heute nennen würde.
- Können die Menschen, unabhängig von Herkunft, Hautfarbe und allem anderen ihre geistigen und schöpferischen Fähigkeiten entwickeln, von denen wir anderen doch auch profitieren könnten? Es macht mich traurig, tief traurig, Menschen zu sehen, die weit unter den Möglichkeiten entfaltetem Menschseins leben müssen. Die vor allem weit unter ihren

eigenen Möglichkeiten leben müssen, weil niemand ihre Fähigkeiten abrufte.

- Kann die Natur um uns herum erhalten werden? Es macht mich aggressiv zu sehen, wie gedankenlos Naturräume zerstört werden, das beginnt schon mit dem gedankenlosen Wegwerfen einer Bierdose in den kleinen Bach neben meiner Joggingstrecke, von der ich weiß, dass darin Kröten und die Wasserratte leben.

Wir hätten also Kriterien, an denen wir auch in unserer nur scheinbar zeitlosen Zeit zukünftiges Handeln ausrichten könnten, zu denen uns ein Weckruf führen könnte. Wir hätten vor allem Kriterien, nach denen sich Ballast abwerfen ließe, der uns doch nur aufhält und am entwickelten Menschsein hindert. Dazu, um dies zu schaffen, brauchen wir allerdings auch historisches Wissen, das uns hilft, Zeiterscheinungen in ihrer Bedeutung und vor allem Bedeutungslosigkeit richtig einzuordnen.

Nur wenn wir wieder eine Klarheit für eine bessere Zukunft finden, wenn wir wieder so etwas wie Nicolais Zuversicht in uns spüren, differenzierter freilich als es damals in seiner Welt nötig war, nur dann werden wir wieder ein menschliches, auf jeden Fall ein tief in unserer christlich-abendländischen Kultur verwurzelte Zeitgefühl haben. Dreifach ist der Schritt der Zeit ...

Und dann könnten wir auch Nicolais zweites Lied aus vollem Herzen singen: Wie schön leuchtet der Morgenstern ...

Es war ein Dichter, der diese Zukunftshoffnung damals, in schwerer Zeit, vermittelte.

Das ist es, was mich in der gegenwärtigen Zeitlosigkeit wenigstens ein bisschen tröstet.